

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 137.

Samstag, 14. Juni.

1930.

5

Februar

7 Uhr abends

Roman von Paul Gemos

(2. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

In diesem Augenblick war auch Staatsanwalt Seiden geneigt, an ihre Unschuld zu glauben. Denn der Vorfall, den sie schilderte, war möglich, und wie sie ihn schilderte, mit innerer Anteilnahme, war er glaubwürdig.

Und wie benahm sich Lammont am nächsten Tage zu Ihnen?“, nahm nach einiger Zeit Schuring das Verhör wieder auf.

„Er ließ mich in die Registratur rufen und gab mir Arbeit. Dabei tat er, als ob nichts vorgefallen wäre. Ich hatte das Gefühl, daß er mich demütigen wollte.“

„Und Sie spielten nicht auf sein Verhalten tags zuvor an?“

„Nein. Dagmann war im Zimmer. Aber ich beschloß, ihn zu demütigen und fertigte eine schriftliche Anzeige gegen Lammont aus.“

„Diese hier“, sagte der Präsident und deutete auf einen in den Akten befindlichen Schriftsatz.

Sie nickte.

„Fräulein Andersen“, tastete Schuring in der Berechnung vorsichtig weiter, Sie wissen, daß Lammont bestreitet, Sie je in Ihrer Zelle besucht zu haben, geschweige denn, was Sie vorbringen.“

Sie zuckte mit den Achseln, resigniert und verächtlich, als wolle sie sagen: Das habe ich von ihm erwartet; er hat nicht den Mut, seine Untat einzugestehen.

Laut erhob sie den berechtigten Einwand: „Und warum soll ich, nach Ansicht des Herrn Lammont, die Anzeige verfälscht haben?“

„Er nimmt an und die Anklage mit ihm, daß Sie sich dafür rächen wollten, daß er Ihnen den gewünschten Urlaub abgeschlagen hat“, versetzte Schuring. „Die Anzeige wird also als ein Racheakt betrachtet.“

Wieder zuckte sie resigniert mit den Achseln. „Warum glaubt man ihm und nicht mir?“ Und als Schuring hierauf nicht sofort erwiderte, fuhr sie wehmütig fort: „Warum glaubt man ihm und nicht mir; bin ich deswegen ein so minderwertiger, lügenhafter Mensch, weil ich einmal zwei Monate Gefängnis verbüßen mußte?“

Als aber Lammont als Zeuge aufgerufen wurde, verwischte sich der Eindruck, den die Andersen hinterlassen hatte, und wich mehr und mehr einer Bewunderung der Männlichkeit Lammonts.

Eigentlich war es nicht richtig, die Männlichkeit Lammonts zu sehr zu betonen. Denn trotz seiner sehnigen Gestalt und seines schmalen, rässigen Gesichts lag in seinen Augen ein Ausdruck unendlicher Güte und Weichheit. Er hatte zwei Schwärmeraugen, die es undenkbar erschienen ließen, daß ihr Besitzer irgend jemandem ein Leid antun könne. Und als er sprach, war seine Stimme weich und biegsam wie der Ton einer Violine. Wenn er trotzdem männlich wirkte, so durch die Art seines Auftretens. Seine Antworten waren kurz, klar und sachlich.

Der erste Teil seiner Ausführungen deckte sich fast wörtlich mit den Behauptungen der Andersen. Er schilderte, daß er von ihr den Eindruck eines brauchbaren, hochwertigen Menschen habe, den nur ein Unglücksfall ins Gefängnis gebracht hatte. Er schilderte, wie er sich ihrer angenommen habe, „soweit seine Dienstpflichten

es erlaubten“ — wie er gewissenhaft einfügte —, schilderte, wie er sie in der Kanzlei beschäftigt hatte, und bekannte, daß er an ihrer vornehmen, diskreten Art und an ihrem Arbeitswillen seine Freude gehabt habe.

Auch seine Darstellung über das Urlaubsgesuch stimmte mit der der Schauspielerin überein. Sie hatte ihn gebeten, um der Premiere ihrer Freundin beiwohnen zu können, „ein Auge zuzudrücken“ und sie für ein paar Stunden entzwischen zu lassen. Als er ihr die Bitte abschlug, war sie sehr deprimiert.

Hier griff Seiden ein: „Herr Regierungsrat, als die Angeklagte Sie um diesen heimischen Urlaub bat, machte sie da nicht die Bemerkung, daß sie Ihnen ewig dankbar bleiben wolle, wenn Sie ihr entgegenkommen würden?“

„Eine solche Bemerkung machte sie.“

„Hatten Sie das Gefühl, daß sie mit dieser Dankbarkeit ein gewisses Entgegenkommen in Aussicht stellen wollte?“

Jenbeil sprang erregt auf. Bevor er losdonnern konnte, gab Lammont die beruhigende Antwort: „Ich hatte nicht das Gefühl. Ich hielt sie für eine anständige Frau.“

Sie schluckte, und er wandte unwillkürlich ihr den Kopf zu. Seine Augen musterten sie zornerküßt, und wider Willen entschlüpfte ihm der Ausruf: „Warum haben Sie das getan, Fräulein Andersen?“

Sie blieb stumm. Aber ihr Schluchzen wurde heftiger.

„Nun erzählen Sie, was sich am fünften Februar zutrug, Herr Regierungsrat?“, iuhr Schuring im Verhör fort.

„Ich habe über den fünften Februar nichts zu berichten“, sagte Lammont entschieden und würdevoll.

„Sie wissen, wessen die Angeklagte Sie beschuldigt. Wenn Sie etwas getan hätten, was Sie selbst belastet, könnten Sie die Aussage verweigern.“

„Ich habe es nicht nötig, die Aussage zu verweigern. Ich versichere Ihnen, daß ich die Zeile der Angeklagten nie, auch nicht am fünften Februar betreten habe. Ich habe auch nie den geringsten Versuch gemacht, mich der Angeklagten unpassend zu nähern. Dazu schäme ich mich sehr.“

„Und wie erklären Sie sich die Anzeigeerstellung?“

„Ich hätte sie nie der Verleumdung für fähig gehalten. Aber es scheint ein Racheakt zu sein.“

„Und Sie können das alles beschwören?“, fragte Schuring ernst und eindringlich. „Sie wissen, was für die Angeklagte davon abhängt?“

„Ich kann es beschwören.“ Sein Ton war bestimmt und offen. Selbst Jenbeil war erstaunt über die unpathetische Ruhe, die Lammont zur Schau trug. War diese Ruhe vielleicht wirklich der Ausdruck des guten Gewissens?

Schuring war einen Augenblick ratlos. Vorhin hatte ihn die Darstellung der Andersen so überzeugt, daß er an ihre Unschuld geglaubt hatte. Und nun wirkte das Auftreten Lammonts so, daß man ihm nie eine Gemeinheit zutrauen konnte. Unwillkürlich suchte Schuring eine Lösung zu finden, die beiden gerecht wurde:

„Sagen Sie, Fräulein Andersen, wäre es nicht möglich, daß Sie diesen Überfall nur geträumt haben?“

Sie verstand ihn nicht. Schuring häute ihr die goldene Brücke noch plastischer vor. Nehmen wir einmal an, Sie wären an jenem fünften Februar eingeschlafen, vielleicht hatten Sie vor Erregung Fieber, vielleicht hatten Sie also einen Traum oder eine Art Halluzination — wäre es nicht möglich, daß Sie sich nur eingebildet haben, Lammont sei in Ihrer Zelle gewesen?“

„Ich wollte, es wäre nur Einbildung gewesen“, sagte sie ernst. Und in dem Ton dieser Worte war etwas, was an demselben Nachmittag den Kommissar, Doktor Carsten, der ein sehr feines Gehör für Nuancen hatte, zu einer sehr seltsamen Frage an Isenbeil veranlaßte.

Die Vernehmung Lammonts schien beendet zu sein, als sich Isenbeil wieder erhob. Er verließ seinen Platz am Verhandlungstische und stellte sich so, daß er dem Zeugen ins Anfsitz sehen konnte. Seine hohe Gestalt wirkte. Es war, als ob sie Lammont eine Änderung seiner Aussage abzwängen wollte.

„Herr Regierungsrat“, hob er an, jedes Wort war pointiert, „Sie wissen, daß die Angeklagte behauptet, am fünften Februar, abends um sieben Uhr, von Ihnen angefallen worden zu sein. Wo waren Sie um diese Zeit?“

Lammont zuckte gleichmütig mit den Achseln: „Wenn ich mich recht erinnere, war ich um diese Zeit in der Gefangenenanstalt, und zwar entweder in meinem Zimmer oder auf einem Kontrollgang durch das Gebäude.“

Isenbeil versetzte spöttisch: „Glauben Sie nicht, daß es im Interesse der Klärung bedauerlich ist, daß Sie für die fragliche Zeit kein besseres Alibi haben?“

Lammont maß ihn mit verächtlichem Blick: „Mein Gewissen wäre nicht reiner, wenn ich zehn Alibizeugen bringen könnte.“

Isenbeil ließ nicht locker: „Waren Sie jeden Abend bis nach sieben Uhr in der Gefangenenanstalt und haben Sie jeden Abend Kontrollgänge gemacht?“

„Nein“, sagte Lammont, und allmählich wurde seine Stimme gereizt. „Es mag im Monat fünf- bis sechsmal vorkommen und es kam eben am fünften Februar vor.“ „Schade, daß es gerade eben am fünften Februar vorkam“, wiederholte Isenbeil.

Isenbeil hatte den zweiten Gefängnisdirektor, Dagmann, vorladen lassen, und er nahm ihn mit einer Gründlichkeit unter die Lupe, die ein klares Ergebnis verdient hätte.

Dagmann war noch ein oder zwei Jahrgänge jünger als Isenbeil — bezeichnend für die Fortschrittlichkeit des neuen Ministeriums, das so verhältnismäßig junge Beamte mit der Schaffung eines modernen Gefängnisses betraut hatte. Es war Dagmann anzusehen, daß es ihm unangenehm war, als Zeuge gegen seinen Kollegen zitiert zu werden.

„Was soll der Zeuge wissen?“, fragte Schuring den Verteidiger.

Isenbeil nahm wieder seine Frontstellung gegen den Zeugen ein und fragte:

„Herr Dagmann, ich möchte wissen, was Herr Lammont am fünften Februar, abends um sieben Uhr, tat beziehungsweise wo er sich aufhielt.“

Dagmann schaute Isenbeil entgeistert an: „Glauben Sie, daß ich über jede Minute des Herrn Regierungsrats Lammont Auskunft geben kann?“

„Nein“, erwiderte Isenbeil mit einer Nuance Sarkasmus, „das verlange ich nicht von Ihnen. Sie können heute, am dreizehnten März, nicht mehr wissen, was Herr Lammont am ersten, zehnten oder zwanzigsten Februar tat. Aber mit dem fünften Februar steht doch die Sache etwas anders. Spätestens am siebenten oder achten Februar haben Sie doch gehört, wessen meine Mandantin Ihren Kollegen Lammont beschuldigt. Und da mußten Sie sich doch sagen: am fünften Februar, abends sieben Uhr, soll Lammont die Andersen überfallen haben. War er denn überhaupt um diese Zeit im Gefängnis?“

Nun schien Dagmann zu verstehen. Es war ihm sichtlich unangenehm, daß er Lammont belasten mußte:

„Wenn Sie das meinen, darin kann ich Ihnen allerdings Auskunft geben. Ich erinnere mich, daß ich ungefähr um sieben Uhr das Gefängnis verließ, weil ich zu einer Theatervorstellung zurecht kommen wollte. Als ich vom Direktorialzimmer dem Ausgang zuschritt, begegnete mir Herr Regierungsrat Lammont auf einem Kontrollgang.“

„Wo begegnete er Ihnen? Ich meine, an welcher Stelle des Gefängnisses.“

„Ich glaube, in Gang 5!“

Dagmann zögerte, dann gab er die peinliche Antwort: „Lag die Zelle der Andersen in Gang 5?“

Das mußte Dagmann zugeben.

„Nun wohl“, sagte Isenbeil mit erhobener Stimme, „ich stelle also fest, daß just um diese Zeit, um die der Angriff auf meine Mandantin passierte, Herr Lammont sich nicht nur im Gefängnisbau befand, sondern sogar in der Nähe der Zelle meiner Mandantin gesehen wurde. Es würde mich interessieren, ob Herr Lammont die Richtigkeit der Aussage des Zeugen Dagmann bestreitet.“

„Ich bestreite durchaus nicht die Richtigkeit der Aussagen des Kollegen Dagmann“, sagte Lammont würdig, aber man sah ihm an, daß er erregt war. „Aber ich sagte ja vorhin schon, daß ich öfters abends einen Kontrollgang durch den ganzen Bau machte.“

Dagmann wurde unaufgefordert Assistent des Regierungsrates:

„Ich habe mir jedenfalls nichts dabei gedacht, als mir Herr Regierungsrat Lammont am Gang fünf begegnete. Ich weiß, daß er fast jede Woche einen Kontrollgang macht.“

Hier griff Seiden ein:

„Herr Dagmann kennt Lammont näher. Würden Sie ihm eine solche Handlung zutrauen, Herr Dagmann, wie die, deren ihn die Angeklagte bezichtigt?“

Dagmann wurde ordentlich warm:

„Ich bin sozusagen der Jugendgespieler von Lammont. Wir sind zusammen aufgewachsen und haben zeitweise zusammen studiert. Es ist völlig ausgeschlossen, daß Lammont sich jemals auch nur der geringsten Unkorrektheit schuldig gemacht hat. Ich bin überzeugt, daß sein Verhalten einwandfrei war.“

Isenbeil entgegnete spöttisch:

„Ich kann dem Herrn Staatsanwalt hundert Zeugen stellen, die in demselben Pathos versichern, daß sie an das einwandfreie Verhalten meiner Mandantin glauben.“

Schuring machte den Schluffstrich unter die Diskussion. Er erklärte:

„Ich werde nun die geladenen Leumundzeugen vernehmen.“ (Fortsetzung folgt.)

Schöne Erde.

Erde,
was klagst du kleinlich an dir herum,
zu flach bist du diesem, jenem zu krumm,
dem zu gerecht und dem zu vergessen,
dem zu still und dem zu besessen.
Der eine wünscht Ihnen so hoch wie ein Tier
der nächste will Sonne, der andere Sturm,
dem sind die Sterne des Abends zu klein,
den ärgert die Fliege, und diesen der Stein.
Zum Teufel,
wenn ich das alles verraten sollte,
warum man dir grollt und weshalb man dir grollte,
tausend Jahre müßte ich schreiben,
um nur ein Schuldner und Stümper zu bleiben
Doch — Erde,
was donnern die Meere, glühern die Maare,
was singt der Stieglitz, zwitschern die Stare,
rauscht der Wald und erzählen die Höhn?
Sie prahlen und preisen,
verkünden, verheißten:
Erde,
so, wie du geschaffen, so wie du erstanden,
so wie wir dich finden und wie wir dich fanden,
so bist du erhaben und so bist du schön.

J. D. Braach.

Rußbuddel.

Sitzge von Frieda Wildt-Gosmann.

Auf der Rückreise von Italien folgte ich der Einladung einer alten Schulfreundin und blieb einige Tage bei ihr in dem behaglichen Pfarrhause eines verträumten Städtchens in Süddeutschland. —

Es war ein herrlicher Maitag, wir machten einen Spaziergang in der waldbreichen Umgebung des Städtchens. Etwas abseits von der Landstraße sahen wir ein Schloß in einem großen, verwilderten Park; grau ragten die Mauern über die Bäume. Meine Neugier war erwacht. — „Wer wohnt da so verwunschen?“ fragte ich. — „Das Rußbuddel“, antwortete meine Freundin mit geheimnisvollem Lächeln. — „Rußbuddel? Was heißt das? Ist das ein Mensch oder spukt es in dem alten Schloß?“

„Ich will es dir erzählen“, sagte meine Freundin: „In diesem Schloße wohnt das Fräulein von S., sie stammt aus einem alt-eingesessenen Adelsgeschlecht; sie ist die letzte ihrer Familie und hat ihr Vermögen teilweise verschenkt, teils anderweitig verthan, nun lebt sie von einer kleinen Rente. Das Schloß verfällt langsam — wie du siehst.“

Fräulein v. S. wird in der ganzen Gegend „Rußbuddel“ genannt, weil sie so gern im Ruß buddelt; nämlich, ehe ihre alte Dienerin morgens den Küchenherd anzündet, nimmt Rußbuddel den Aschenkasten, stellt sich vor die Tür, schüttelt die Asche auf ein Sieb und buddelt so, in eine Aschenwolke gehüllt, die nicht verbrannten Kohlenstückchen heraus. Die Kohlen legt sie auf Teller, die sie dann auf den Borden rings herum in der Küche aufstellt. Die alte Dienerin Agathe ist der einzige Mensch, den sie ins Schloß läßt.

Ein eigenartiges Leben führt das Rußbuddel. Zu bequem, um sich Tee zu lochen, trinkt sie morgens Bier aus der Thekaffe. — Manchmal wieder klopfte sie mit wütendem Eifer stundenlang ihre mottenzersessenen Teppiche.

Die Leute hier erzählen sich jetzt noch von der einstigen Schönheit des Fräulein v. S. Als junges Mädchen war sie mit ihren Eltern viel im Ausland. Auf einer dieser Reisen verlobte sie sich mit einem italienischen Grafen; er soll ein schöner, eleganter Mann gewesen sein. Wochenlang war er zu Besuch auf dem Schloß. Feste wurden gefeiert, das Brautpaar war strahlend glücklich — bis eines Tages die gleichaltrige Kusine des Fräulein v. S. erschien.

Erta v. M. sollte sich von einer Lungenentzündung bei ihrem Onkel auf dem Lande erholen. Sie war das gerade Gegenteil von Fräulein v. S., zierlich und grazios. Kastanienbraunes, leuchtendes Haar umrahmte das schmale Madonnengesichtchen, während Fräulein v. S. hellblond, groß, gertenschlang, eher etwas herb wirkte. Jedenfalls war Erta v. M. bald der verwöhnte Diebling der lebenslustigen Gesellschaft im Schloß. Sie hatte entzückende Einfälle, war sehr schlagerfertig und neckte sich gern mit dem Grafen. — Die Kusinen liebten sich zärtlich. Erta mußte viel liegen, sie hatte von der Lungenentzündung eine Herzschwäche zurückbehalten. So war denn nachmittags die ganze Gesellschaft um ihre Hängematte im Park versammelt. —

An einem schwülen Sommerabend gingen alle früher schlafen als gewöhnlich. Gegen Mitternacht zog ein Gewitter auf. Erta v. M. litt sehr an Gewitterfurcht, sie hielt es in ihrem Zimmer nicht aus. Schnell warf sie einen leichten Schlafrock über, um zu ihrer Kusine zu flüchten. Fräulein v. S. wohnte im anderen Flügel des Schlosses. Erta mußte durch den langen Korridor an den Fremdenzimmern vorbei.

Der Verlobte des Fräulein v. S. war noch nicht schlafen gegangen, er schrieb Briefe. Da hörte er leises Tappen, er riß die Tür auf, um nachzusehen. In diesem Augenblick erhellte ein Blitzstrahl den Korridor, fast gleichzeitig bröhrnte ein heftiger Donnerschlag! Der Graf stand wie gelähmt — vor ihm lag Erta v. M. bewußtlos. Jetzt öffneten sich die Türen der anderen Gäste, auch Fräulein v. S. eilte herbei, der Donnerschlag hatte sie alle aus dem Schlaf geschreckt. Der Graf beugte sich besorgt über die ohnmächtige Erta, er bemerkte seine Verlobte nicht, die gleich mit zusammengepreßten Lippen neben ihm stand. Dann trug er die Baronessa in ihr Zimmer, Fräulein v. S. folgte wortlos. Was da geschah, was sie miteinander sprachen, wurde nie bekannt.

Am anderen Morgen reiste der Graf ab. Niemand kam er wieder. — Erta erholte sich nach einigen Tagen. Sie soll später etnem vornehmen Nonnenorden beigegetreten sein.

Fräulein v. S. reiste mit ihren Eltern nach England. Vor zehn Jahren kam sie wieder, allein, denn die Eltern waren gestorben. So hatte die unselige Gewitternacht das Schicksal dreier Menschen entschieden! —

Seit dieser Zeit lebt Fräulein v. S. ihr merkwürdiges Leben als Rußbuddel — mit ungekämmten Haaren, in Staub und Unordnung, in zerrissenen Strümpfen; sie schläft in ungemachten Betten. — Das Obst verfaulst auf den Bäumen im Park, durch den Wildnis sie selbst kaum noch hindurchfindet. Holzfäller haben beobachtet, daß sie bei schwerem Gewitter, einen großen

Männerhut auf dem Kopfe, unaufhörlich vor sich hinhimmelmelnd, durch den Park streift.

Wagt wirklich einmal ein Fremder, an ihrer Tür zu schellen, so streckt Rußbuddel wütend den Kopf aus dem Fenster und ruft: „Ich bin nicht da!“

Fabeln.

Von Max Hayek.

Ein Band Nietzsche sollte in die Bibliothek gestellt werden. „Stellt mich nicht neben die Vielzvielen!“ rief er entschieden, „ich bin zum Nachbarsein nicht geschaffen! Die Bücher müssen erst noch geschrieben werden, in deren Mitte ich stehen kann! Gebt mir ein Stück Grund unter die Füße, aber neben mir und über mir will ich Freiheit!“

Und da stellten sie den Band Nietzsche einsam aufs oberste Bücherbrett. Er hatte keinen Nachbar, er hatte niemand, an den er sich lehnen konnte, weder neben sich noch über sich.

Und da fiel er um.

Der Dichter hatte soeben einen Roman vollendet, der dazu bestimmt war, in endlosen Fortsetzungen die Geduld zu prüfen. Als er die aufgeschichtete Papiermasse des Manuscriptes vor sich liegen hatte, schwebte ein Geist ins Zimmer, der zuversichtlich lächelte.

Es war der Geist der Matulatur.

Das kleine Vogel-Ei dachte an seine Zukunft und malte sich diese ganz herrlich aus.

„Ich werde ein Adler sein und wolkenhoch fliegen, ich werde der Sonne immer näher kommen und aus dem unendlichen Reich der Freiheit auf die irdische Welt stolz hinabschauen! Ich werde leben, wie es dem königlichen Vogel geziemt: groß, frei, gewaltig Oh, es wird wunderbar sein!“

Es wußte nicht, dieses kleine Vogel-Ei, daß sein Schicksal bereits vorbestimmt war, noch ehe es ausgebrütet wurde. Es umschloß einen Späßen, der in dieser Welt als Späßen unter Späßen zu leben hatte und niemals höher kam als bis zur Dachrinne.

Der Obstbaum stand in reicher Blüte. Ungezählte weiße Sterne schimmerten an seinen Ästen und Zweigen — man sah gar keine Blätter, alles war ein duftender Blust.

Aber dann fuhr ein Sturm daher und segte die Blüten vom Baume, daß man vermeinte, es schneie. Und wenige Blüten nur blieben am Baume zurück. Und aus diesen Blüten wurden Früchte. Reife, süße Äpfel, gutes, feines, würziges Obst.

„Ach“, röhnte der Baum im Herbst, „wenn nur damals der Sturm nicht gekommen wäre — wie viele, viele Früchte hätte ich getragen — ich wäre ein Wunderbaum geworden!“

Aber er wäre gar kein Wunderbaum geworden — er hatte nur die Kraft, die Früchte zur rechten Reife zu bringen, die er wirklich zur Reife gebracht hatte.

Der Strauß war wieder einmal nervös, weil die Henne wegen eines winzigen Eies so viel gaderte. Er machte eine abfällige Bemerkung — leider so laut, daß die Henne sie hörte. Reuefelig wie sie nun einmal ist, blieb sie ihm die Antwort nicht schuldig.

„Spielen Sie sich nicht so auf, Verehrtester!“ rief sie mit schneidender Ironie zu ihm hinaus, „Sie sind doch nur so groß, weil ich so klein bin!“

Der Strauß sagte ihr: „Beruhigen Sie sich — Sie wären auch klein, wenn Sie groß wären!“

Ein Hühnergeier lebte einmal zwei Tage lang auf einem Hühnerhof und fraß kein einziges Huhn. Es kostete ihm große Überwindung.

Als man einer alten Henne den Tatbestand mitteilte, sagte sie: „Das imponiert mir gar nicht! Ich habe ein Leben lang auf dem Hühnerhofe gelebt und habe noch niemals ein Huhn gefressen!“

Man erkennt aus dieser Äußerung, daß diese Henne eine Gans war. Niemand wird ihre Leistung schäßen. Aber der wadere Hühnergeier wird hochkommen. Ja, es ist möglich, daß er in seiner nächsten Inkarnation als Schaf erscheinen darf.

Ein Kater hatte einige Zeit unter Löwen gelebt und war jetzt wieder unter seinesgleichen.

„Ein unerträgliches Geschlecht, diese Löwen!“ erzählte er. „Aber sie sind ja von unserem Geschlecht!“ sagten die Kater. „Gewiß, aber sie übertreiben unsere Eigenschaften zu stark. Und das macht sie für uns unerträglich!“

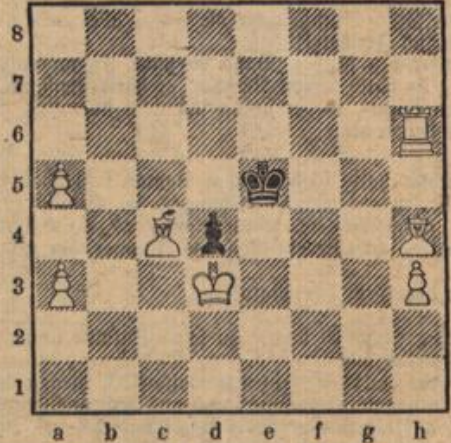
„Wie schön du im Lichte blühest!“ sagte der Mensch zur Blume. „Daß ich so schön im Lichte blühen kann“, antwortete ihm die Blume, „das verdanke ich der Häßlichkeit meiner Wurzel, die im Dunkel lebt!“

Spiele und Rätsel

Schach

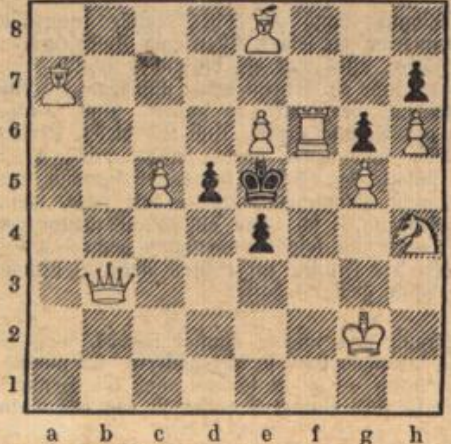
Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 41. Paul Buerke, Wiesbaden.
Urdruck.



Weiß: Kd3, Th6, Lc4, h4, Ba3, a5, h3; Schwarz: Ke5, Bd4.
Matt in 3 Zügen.

Nr. 42. Theo Bode, Wiesbaden.
Urdruck.



Weiß: Kg2, Db3, Tf6, La7, e8, Sh4, Bc5, e6, g6, h6.
Schwarz: Ke5, Bd5, e4, g6, h7.
Matt in 2 Zügen.

Die Auffindung der scharfsinnigen Ideen der Schachprobleme entzückt den Kenner um so mehr, als alle Elemente der Unruhe und auch die Beweggründe des Ehrgeizes ausgeschieden sind. Das Motiv ist ja hier nicht der einseitige Parteikampf gegen eine lebende Kraft mit dem Reiz des Sieges — oder gar materieller Gewinnhoffnung, sondern vielmehr jene stillere Freude, die der beschauliche Genuß des Schönen gewährt. Daß die Lösung eines guten Problems die Erfindungsgabe stärkt, die Unerschplichkeit der Kombinationen veranschaulicht und bewundern lehrt, sind weitere Gründe, so den begeisterten Schachfreund zu dieser feinsinnigen und edlen Verwendung der Muezeit hinziehen. Zudem ist die Vertiefung in die Verschlingungen schwieriger Kombinationen eine Trostquelle in den Mhen des Tages und macht frei von Sorge und Not. Das Schach fesselt ja die Denkkraft und den Willen wie nichts anderes in der Welt. Der Löser eines Schachproblems hat sich aber zunächst in jene Verfassung zu versetzen, die für die Vorzüge eines solchen, Schönheit und Tiefe des Gedankens, empfänglich macht. Er hat Sammlung nötig. Der tüchtige Löser läßt die Figuren der richtig aufgestellten Position möglichst in Ruhe. Das Herumschieben der Steine stört den Denk-

prozeß. Zwei- und dreizügige Probleme löst man daher mit Vorteil vom Diagramm. Die Position ist genau zu prüfen. Es ist ja möglich, daß es plötzlich Licht wird im sinnenden Geiste des Lösers, daß aus der Form der Gedanken des Dichters blitzartig aufleuchtet. Der Lösungsprozeß wird dann wesentlich erleichtert sein. Die Erfassung der Idee ergibt sich zuweilen aus dem Gesamteindruck der Position, dem Bauernstand, der Offizierstellung, mitunter auch aus der Kenntnis der Darstellungsmanier des Komponisten. Der Name des Autors ist also für den Löser keineswegs gleichgültig.

Partie Nr. 23. Gespielt im Karlsbader Meisterturnier 1929.
Mit einem Schnheitspreis ausgezeichnet.
Weiß: Colle; Schwarz: P. Johner.

1. d4—d5, 2. e3—Sf6, 3. Ld3—c5, 4. c3—Sc6. Sehr gut. Colle möchte seine alten vertrauten Wege wandeln, aber Johner tut ihm nicht den Gefallen. Er hält sich den Stoß e5 und die Luferentwicklung nach g4 offen. 5. f4—Lg4!, 6. Sf3—Se4, 7. Sd2—f5. Damit ist Schwarz zu einer Stonewallaufstellung gekommen. Dagegen ist der weiße Damenlufer vom eigenen Stonewall eingeschlossen. 8. Da4—Sxd2!, 9. Lxd2—Lxf3, 10. gxf3—e6. Johner hat Colle aus dem gewohnten Gleise geworfen. Weiß hat zwei tote Läufer und einen Bauernkomplex in der Mitte, dessen dynamische Schwäche offensichtlich ist. 11. 0-0-0. Das ist verwegen. 11. . . . c4, 12. Lb1—Le7, 13. e4—0-0, 14. Tdgl—Tb8, 15. Dd1—b5, 16. h4—b4. Während der schwarze Angriff infolge einer beweglichen, zusammenhängenden Bauernmasse Spannung und Kraft hat, entbehrt der weiße aus entgegengesetzter Ursache jeder wirkungsvollen Grundlage. 17. De2—bxc3, 18. Lxb3—Ld6, 19. exf5,—exf5, 20. De6+—Kh8, 21. Lxf5. Damit ist der eine der Läufer aus dem Dunkel seiner vergangenen Tage ans Licht getreten. Zu spät jedoch, um seine Freiheit seiner Partei fruchtbar zu machen. 21. . . . Lxf4+, 22. Kb1—Tf6, 23. Dd7—Df8, 24. Le6. 24. . . . Le3, 25. Td1. Notwendig, da Dxc6 an Lxg1 nebst Tb6 scheitert. 25. . . . Da3!! 26. Ka1—Sb4!, 27. Lxb4. Colle stürzt sich entschlossen in sein eigenes Schwert. 27. . . . Dxb4, 28. Th2—Lxd4, 29. Td2—Lxb2+ und Schwarz setzt in 3 Zügen matt.

Lösungen: Nr. 34. 1. Lh6. Nr. 35. 1. Sc3. Angegeben von Hugo Habermann, Ludw. Nickel und Alex. Bott.

Rätsel

Visitenkarten-Rätsel.



Welchen Beruf hat der Herr ?

Verwandlung.

Soll das Rtselwort entzücken,
So muß es Gewänder schmücken.
Will es heftig uns erbosen,
Wird man heftig sich dran stoßen.
Fg' ein Stckchen Taler ein,
Und es muß gesungen sein.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rtsellsungen werden in dem nächsten Unterhaltungsblatt veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 132.

Namen-Rätsel: Gertrud — Emanuel — Sidonie — Ulrich — Natalie — Dietrich — Elisabeth — Fridolin — Eveline — Isidor — Ernestine — Reinhold — Therese — Alfred — Gertrud — Eduard — „Gesunde Feiertage!“ — Bilder-Rätsel: Raum ist in der kleinsten Htte. . . .

Richtige Lösungen sandten ein: Bertl. Chutick, K. von der Emden, Gretel Gelllich, Sophie Karlbach, Marianne Lebert, Horst Michaelis, Ed. Moeckel u. Frz. Schoenfelder, Karl u. Bertel Ott, Fr. Martha Schroeder, Grot. Trost, sämtlich aus Wiesbaden; L. Erhard aus Mainz; Martel-Grete König, z. Z: Heidelberg